

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 20.

Samstag, 24. Januar.

1931.

Die Puppe Virginia / Roman von Ery S. Gulden

(12. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Thomas Rouff nahm seine Arbeit in vollem Umfange wieder auf. Man sah ihn früh am Morgen zum Werk fahren und spät heimkehren. Sitzungen und Konferenzen häuften sich. Es war, als könne er gar nicht genug zu tun haben. Ein wahrer Hunger nach Tätigkeit war über ihn gekommen. Sonst schien das Leben keinerlei Interesse für ihn zu haben. Abends kam er müde nach Hause, doch war seine Müdigkeit eine frohe, zufriedene.

Für Alexander begann die schönste Zeit seines Dienerdaseins. Er instruierte die neue Köchin, die eine ruhige, tüchtige Person war. Er wachte über alle Dinge in Haus und Garten. Oft stand er auf der Terrasse und sah in das ungestüme Blühen. Er machte dann eine Bewegung, als klopfte er mit der Reitgerte an die Stiefel.

Eines Abends öffnete er den Flügel. Ein riesiger Strauß lila Flieder stand darauf. Herr Rouff würde wieder spielen, gewiß würde er es. Und Thomas spielte. Zuerst tat er es, um Alexander nicht zu kränken. Und dann gab er sich ganz dem immer freier werdenden Spiel hin. Wie töricht war er gewesen, es so lange zu entbehren! Warum nur! Wichtig, da war diese dumme Krankheit gewesen. Thomas' schmale kraftvolle Hände glitten über die Tasten. Als er geendet hatte, leuchteten seine Augen. Er sprang auf. Das war ein Abend. Linde und süß kam es aus dem Garten herein, ein Hauch von Azalien und feuchter Erde. Der Diener Alexander stand in blaugestreifter Jacke und sprengte den Rasen.

Thomas Rouff fühlte plötzlich mit intensiver Heftigkeit seine neue Lebensfreude. Er mußte irgend etwas tun. Er sah sich um und drückte dann zweimal auf die Klingel.

Die neue Köchin riß ein Küchenfenster auf, wobei ein Glas mit einem Petersiliensträußchen am Boden zerklüft und ries Alexander.

„Der Herr wünscht Sie!“, rief sie aufgeregt.

Der Diener Alexander stellte die Brause ab und legte den roten Schlauch behutsam in den maßliebchenbestreuten Rasen und ging die Terrassentreppe hinauf.

Thomas war ganz erfüllt von Wärme und Freundschaft zu einem Menschenwesen, das ihm wohlwollte.

„Alexander“, sagte er, „wir wollen zusammen eine Flasche Champagner trinken.“

Der Diener Alexander aber bekam einen maßlosen Schrecken. Er sah Herrn Rouff an. Sah aber auch sofort, daß seine Angst überflüssig war. Da trat an Stelle der Angst ein wehmütiger Zug.

„Das geht nicht, Herr Rouff.“

„Unfinn“, redete Thomas zu. „Ich würde mich sehr freuen.“

„Es geht wirklich nicht, Herr Rouff — ich — ich habe noch im Garten zu tun.“

„Gut“, sagte Thomas, und auch er war ein wenig betrübt, „ich verstehe, Sie haben recht.“

Alexander ging wieder zum Garten. Auf der Treppe drehte er sich noch einmal um.

Einen netten kleinen Hund mußte Herr Rouff sich anschaffen, einen Scotch Terrier oder so etwas, das bringt Leben.“

„Wollen mal sehen“, sagte Rouff, der in Gedanken war. —

Später spielte er noch einmal Klavier. Alexander war längst in seinem Zimmer. Er lag im Bett und las Dostojewski, wobei gesagt werden muß, daß dies dem Rittmeister von den Preobraschensky-Husaren damals nie eingefallen wäre.

Gilda Donovan hatte zweimal kurze Nachricht von Rouffs Reise bekommen. Restlos darüber freuen konnte sie sich nicht. Aber dann sagte sie sich, mit welchem Recht konnte sie Interesse von Thomas Rouff erwarten, der nicht einmal wußte, daß sie ihn liebte? Und wenn er es gewußt hätte — dann war es noch schlimmer. Gilda verlor sich in Grübeleien. Thomas war fortgegangen. Hatte sie ohne jedes Bedauern zurückgelassen. Aber dann tröstete sie sich wieder, daß er doch nicht wisse, in welchem Maße sie Anteil an ihm nahm. Und so durchsuchte sie die kleinen bunten Stüdchen Papier nach einem Zeichen. Nach einem Beweis — nach — ja, nach was eigentlich? Sollte Rouff wie ein verliebter Schüler die Marke schief kleben, oder was erwartete sie von ihm? Es stimmte schon, ein Mensch, der liebte, war merkwürdig. Gilda, für andere die schöne, interessante Frau Donovan, sah über einer kleinen Karte und wünschte sehnlichst, etwas darauf zu finden, das ihr die Sehnsucht Thomas Rouffs übermitteln hätte. Aber da stand nur, daß er in Cascaes wäre, und daß es ihm gut ginge. Zu dieser Tatsache war das Meer ekelhaft blau.

Aller Hygiene zum Trost preßte die schöne Frau Donovan dieses belanglose Biered an ihre Lippen und sagte dazu: „Thomas — Thomas.“

Diese Karte war ein Beweis eines Gedankens.

Oder nur eine Aufmerksamkeit?

Oder —

Ach, dieses bunte Papier. Wieviel Vermutungen, Hoffnungen, Zweifel beschwor es doch herauf!

Zuletzt aber, als Rouff wieder zurückgekehrt war, blieb nur Erwartung und endlich Enttäuschung. Denn Thomas ließ sich nicht sehen.

Und doch war dies keine Achtslosigkeit von ihm. Er dachte oft an Gilda Donovan. Er war ihr zu Dank verpflichtet, und — glaubte er nicht, das deutlich empfunden zu haben? — sie liebte ihn. Thomas wollte dieses Gefühl respektieren, wollte Gilda ein unnützes Bekennen ersparen, denn was hätte er, Thomas, ihr nach allem bieten können?

So dachte er und bezwang seinen Wunsch, Gilda wiederzusehen, bis ihm einfiel, daß er ihr damals die Blumen schuldig geblieben war.

„Eine Schande“, sagte er und kaufte ein Bündel flammender Feuerlilien.

Gilda geriet in Entzücken.

„Wie herrlich, ach, wie herrlich“, sagte sie immer wieder. Ihre Freude über das Geschenk war mit der über Thomas' Anwesenheit in arge Verwirrung geraten. Und dann wagte sie zu sagen:

„Ich habe sehr auf Sie gewartet. Ein paarmal wollte ich anrufen, um zu hören, ob Sie zurück seien. Sie hätten es vielleicht komisch gefunden.“

„Aber“ sagte Thomas fröhlich, „aber! Geseht hätte ich mich. Ich wollte immer schon kommen, dann dachte ich — so sieht man sich vor lauter Rücksichtnahme überhaupt nicht. Das muß aufhören.“

Thomas ergriff Gildas Hand. „Wir machen das einfach so. Wenn Sie Lust haben, mich zu sehen, dann telefonieren Sie mir. Und wenn ich Zeit habe, komme ich. Wir sind doch Freunde, nicht wahr?“

Während Thomas dies sagte, sah er ganz aus der Nähe in Gildas Augen.

„Freundschaft“, dachte er, „das stimmt nicht ganz. Ich wäre ein Trottel, wenn ich für diese entzückende Frau nur ein Freund sein könnte. Schade, daß ich sie nicht liebe, sie wäre es wert.“

Gilda mußte sich Mühe geben, daß man ihrem Gesicht keine Enttäuschung ansah. So fern ihr Reid und Eifersucht waren, so mußte sie doch denken, daß damals ein nichts sagendes blondes Mädchen im Stande gewesen war, Rouffs Liebe im Augenblick zu gewinnen. Und sie selbst? Das Leben schien es in dieser Beziehung nicht sehr gut mit ihr zu meinen. Donovan? Nun, er war tot, er hatte gelitten, aber die Ehe mit ihm war ein Irrtum gewesen, den man nicht hatte voraussehen können, eine unerträgliche Sklaverei später. Und jetzt, wo es noch ein großes Glück geben konnte, bedeutete sie dem Geliebten nichts. Gar nichts als eine Freundschaft. Als eine gute Bekannte, bei der man Tee trinkt, um sich von Geschäften auszuruhen, bei der man vielleicht ein wenig musiziert. Mehr nicht.

„Bedrückt Sie etwas?“, fragte Rouff, dem die Veränderung in Gildas Gesicht doch nicht entgangen war.

„Nein, nichts.“

„Wenn es etwas wäre, so dürfte ich es doch wissen. Nicht wahr, Sie würden es mir sagen, nun, da wir doch Freunde sind.“

Thomas berührte leise die Seide ihres Arms. Ein durchdringend zarter Duft von Gardenia löste sich aus Gildas Haaren. Thomas sah ihre Ohrgehänge, ihr Kleid und die schmalen Füße in den Eibschenschuhen wie zum ersten Male. Die Empfindung löste sich in ihm: Diese Frau hat ja einen erlesenen Geschmack. Und er wunderte sich, wie sehr er sich über diese Entdeckung freuen konnte.

Thomas machte nun in der Folge immer mehr Beobachtungen an Gilda, auf die er wie auf beglückende Wunder reagierte.

Merkwürdig. —

Frau Fanny Kerckhoven sagte zu ihrem Sohne Jerry:

„Wenn man deine sogenannte Ehe besteht, muß man lachen. Herrn Linters Tochter tut, was sie will, du hast ein Verhältnis, und, was das Schlimmste dabei ist, das Geld wird immer weniger.“

Jerry sah auf seine Zigarette.

„Ja“, sagte er freundlich, „das sind heutzutage ganz alltägliche Erscheinungen.“

„Wenn du an die Folgen denken würdest, dann wärst du gewiß nicht so interesselos. Du bist dumm.“

„Es ist taktlos, mir eine Tatsache vorzuwerfen, die dir seit Jahr und Tag bekannt ist.“

„Mit dir kann man nicht reden“, sagte Frau Kerckhoven wütend.

„Und tußt es doch ununterbrochen, stundenlang —, ich bewundere deine Energie aus tiefster Seele.“

Frau Kerckhoven schlug die Tür hinter sich zu.

Jerry blieb allein zurück. Weiß der liebe Himmel, ob nun seine Mutter oder Virginia oder Florence die Türen schlugen, der Klang blieb derselbe. Eine wahre Wohltat, daß man danach eine Zeitlang Ruhe hatte.

Frau Kerckhoven erschien indessen gleich darauf wieder.

„Das sage ich dir, sollte es bei euch schief gehen, ich kann dir nicht helfen.“

Welche ungerechte Härte!

Frau Kerckhoven kannte ihren Sohn doch nicht ganz. Es gab Momente, in denen Jerry an die Zukunft dachte. Seine Stellung Virginia gegenüber hatte sich nicht gebessert, seit er ihr damals nichts nachweisen konnte.

Florences egoistische Versuche, ihn aus seiner Ehe zu befreien, waren gescheitert. Er war über ein einigermaßen normales Maß hinaus verschuldet. Der alte Vinter lehnte ein für allemal jede weitere Hilfe ab. Weder Virginias Schmeicheleien noch ihr Trosten hatten gewirkt.

„Du kannst dich immer an mich wenden“, hatte Vinter gesagt, „aber ich sehe keine Veranlassung, mich von diesem Tennisspieler in Grund und Boden ruinieren zu lassen.“

„Er spielt doch schon lange nicht mehr.“

„So, womit beschäftigt er sich dann?“

Darüber konnte selbst Virginia beim besten Willen keine Auskunft geben. Sie begnügte sich damit, den Bügel ihrer Handtasche auf- und zuzuknipfen.

Das tat sie auch, als sie Jerry ihren Mißerfolg mitteilte.

„Du kannst eben gar nichts“, sagte Jerry verächtlich, „als widerlichen Lärm mit deiner Tasche machen.“

„Du hast mich unglücklich gemacht.“

Virginia verzog den kleinen roten Mund zum Weinen. „Heul nur“, sagte Jerry roh.

„Hätte ich nur Thomas Rouff geheiratet“, schluchzte Virginia.

„Niemand wünscht das sehnlicher als ich. Aber Rouff war klüger. Im übrigen hat er sich mit einem vollwertigen Ersatz getröstet.“

„Was? Wieso? Rouff hat nie eine Frau außer mir angesehen.“

„Na, na, na“, spottete Jerry, der es für besser hielt, nichts mehr zu sagen. Einen Augenblick sah er auch Rouff vor sich, wie er bewußtlos und elend hingestreckt gelegen hatte. Und er erinnerte sich der wenig erfreulichen Rolle, die er, Jerry Kerckhoven, dabei gespielt hatte. Gut, daß Rouff davon nichts wußte. Kerckhoven bezeichnete die ganze Verschönerung damals mit Florence und Frau Witt heute kurzerhand als „Schweinerlei“. Die Schuld allerdings gab er im Grunde ganz allein Virginia.

Virginia schenkte Jerrys Gefühlen keinerlei Beachtung. Sie hatte genug mit sich selbst zu tun. Sie hatte außer Kleidern und Vergnügen keine Interessen. Für den lästigen Teil des Lebens war nach wie vor Papa da. Jerry Kerckhoven spielte nur die Rolle eines Modegegenstandes, der, einmal überlebt, im Wege steht, und für den man keine Verwendung mehr findet.

Es mußten schon ganz düstere Augenblicke sein, in denen Jerry den Weg zu Florence fand. Diese Dame, durch kein Gesetz an ihn gekettet, hielt mit bewundernswerter Ausdauer zu ihm. Irgendwelche Vorteile schienen ihr dabei vorzuwiegen, irgendeine unerhörte Belohnung ihrer Opferwilligkeit. Denn war es nicht ein Opfer, die Geliebte eines Mannes zu sein, der bei jeder Ausgabe klagte, schimpfte oder drohte?

Schließlich, — wenn einer zu drohen hatte, war es Florence. Sie tat es auch. In gewissen Abständen sagte sie:

„Jetzt habe ich genug. Ich gehe zu deiner Frau und sage ihr alles.“

„Pos, tue das, mein Liebling.“

Eine ständig wiederkehrende Ermunterung, die Florence von der Ausführung ihres Planes zurückhielt.

(Fortsetzung folgt.)

Sprüche.

Du wirfst mit aller Traurigkeit,
Mit allem steten Klagen,
Mit allem tiefen Herzeleid,
Dich nie durch's Leben schlagen.
Niemand kannst du mit Wankelmüt,
Nie ohne Selbstvertrauen,
Nie mit verzagtem, bangem Blut
Ein großes Werk erbauen.
Du wirfst, fehlt dir die Zuversicht,
Erbärmlich immer bleiben.
Nur Glauben, Mut, erfüllte Pflicht
Sind es, die vorwärts treiben.

Karl Fritz Illmer.

Mozart als Brieffschreiber.

„Liebes Bäsle, sei kein Häsele.“

Von Franz Hegeler.

Die Lebensgeschichte Mozarts weiß zu berichten, daß er, der nur 36 Jahre alt geworden ist, die ungeheure Leistung von 626 Musikwerken hinter sich brachte, darunter allein 23 Opern. Die unermessliche Arbeitskraft Mozarts spricht aber auch aus seinen Briefen. Die Schiedermairische Ausgabe, die fleißigste Zusammenstellung, bietet 352. Ihre Zahl ist damit aber noch lange nicht erschöpft; denn Mozart schrieb in einer Zeit, in der Briefe ihr Ziel durchaus nicht immer erreichten. In seinen meist sehr umfangreichen schriftlichen Auslassungen findet sich ungezählte Male der Hinweis, daß dieser oder jener Brief anscheinend verloren gegangen sei. Wir haben also Anlaß zu der Vermutung, daß er auch als Brieffschreiber noch viel fruchtbarer gewesen sein mag.

Es ist schade um jeden verlorenen Mozartbrief! Viele von ihnen sind zeitgeschichtliche Dokumente von besonderem Wert. Alle geben sie über sein persönliches Leben, seine menschliche Persönlichkeit und über sein künstlerisches Schaffen bis ins Einzelste gehende Aufschlüsse. Ebenso wie in seinen kompositorischen Werken ist Mozart als Brieffschreiber durchaus nicht der Mann mit dem Mozartkopf, der süßliche, sanfte Jüngling, der stets in höheren Sphären schwebt. Mozartsche Harmonie klingt auch aus seinen Briefen. Sie bieten das entzückende Gemisch aus Ernst und Heiterkeit, das seine Werke so anziehend macht. Genau so natürlich und ungezwungen wie der Fluß seiner Melodien wirkt auch der Strom seiner Worte aus den unendlich fleißigen Gänsefüßchen. Natürlich und ungezwungen. Also auch einmal — und nicht nur gelegentlich — recht 'astig, recht drastisch, durchaus nicht mädchenpensionatsgemäß.

Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß Mozart niemals daran gedacht hat, daß die Worte seiner Briefe einmal durch eine Rotationsmaschine laufen und von Hunderten, Tausenden gelesen werden würden. Er bestimmte sie immer nur für die beiden Augen, an deren Träger sie gerichtet waren und hatte allenfalls Sorge, daß sie ein Unberufener bekommen könnte. Deshalb bediente er sich oft verabredeter Chiffren und nur Eingeweihten verständlicher Abkürzungen.

Mozart wollte lachen, wenn er die Augen aufschlug. Das Leben schien ihm so schrecklich ernst, daß man die Sorgen eben nur durch Heiterkeit bändigen konnte. Ein sonst sehr nüchternes Schreiben an den Chorregenten Stoll beginnt er: „Liebster Stoll (heyens kein Schroll)“ und schließt es: „Das ist der dummste Brief, den ich in meinem Leben geschrieben habe; aber für Sie ist er just recht.“

Voll unzähliger Redereien steckt er, wenn er an das „Bäsle“ schreibt. „Liebtes Bäsle, sei kein Häsele“, das ist ein Reim, dessen Möglichkeit er nicht ausläßt. Einer seiner Briefe an sie schließt: „Nun, meine liebste, beste, schönste, artigste und liebenswürdigste — bald geschrieben! — das bitte ich mir aus, alle Neuigkeit in und aus dem Hause — an alle Leute, welchen Sie Komplimente geschrieben, wieder doppelt, so viele — Adieu — Nächstens einen ganzen Bogen; doch — vorher von Ihnen, mein Schatz, ein ganzes Buch voll — adieu. Von meinem Vater papa und meiner Schwester gibbe alles erdenkliche — anhero Eltern von uns Ben, 2 Buben und ein Mabl, 12345678987654321 Empfehlungen, und an alle gute Freunde von mir 624, von meinem Vater 100 und von Schwester 150, zusammen 1774 und summa summarum 12345678987656095 Komplimente.“

Eher noch viel ausgelassener und doch sehr oft voll einer ganz Mozartschen Art stürmischer, ja stürmischer Innigkeit sind die Briefe des Amadeus an seine Gattin. Nach Baden bei Wien schreibt er ihr einmal: „Diesen Augenblick erhalte ich Dein liebes Schreiben und sehe daraus, daß Du gesund und wohlhast bist. Madame Leitzgeb hat mir Haube und Halsbindl gemacht. Aber wie? Lieber Gott! Ich hab freilich immer gesagt: So macht Sie's. Es nützt aber nichts. Mich freut es, daß Du guten Appetit hast. Wer aber viel frisst, muß auch viel — nein, nein, viel gehen! wollt ich sagen. Doch ist es mir lieb, wenn Du große Spaziergänge nicht ohne mich machtest. Tue nur alles, was ich Dir rate. Es ist gewiß von Herzen gemeint. Adieu, Liebe, Einzige! Fang Du auf in der Lust; es fliegen 2999 und 1/2 Bussel von mir, die aufs Aufsnappen warten. Nun sag ich Dir etwas ins Ohr — Du nun mir — Nun machen wir das Maul auf und zu — Immer mehr — Und mehr — endlich sagen wir: Es ist wegen Plumpi-Strumpi — Du kannst Dir nun dabei denken, was Du willst. Das ist eben der Spaß. Adieu. 1000 zärtliche Küsse. Ewig Dein Mozart.“

Nicht immer gibt er sich so los. Oft genug aber noch wilder, unbesangener und deutlicher. Menschlich und frischweg. Erschütternd trotz aller Lustigkeit viele dieser Briefe von den Tages Sorgen des Genies. Erhebend die Liebe zu dem Vater, die in vielen tausend Variationen durch Hunderte seiner Briefe strömt. Wer Mozart kennen will, darf an diesen Dokumenten seines täglichen Lebens nicht vorbeigehen. Sie sind ein aufschlußreicher und abwechslungsreicher Weg vom Menschen zum Künstler, vom ewigen Jungen Mozart zum ewigen Genie.

Vergangenheit ohne Ende.

Von Renato Mondo.

Haben Sie je einen so fabelhaften alten Herrn gesehen? Herrlich.

Der weltberühmte Kurort mit den tausend luxuriösen Damen und den vielen etwas leberkranken schwerreichen Industriellen lobte aus einer Seele:

Rein, so etwas von entzückendem altem Herrn haben wir wirklich noch nicht gesehen.

Pünktlich um 10 Uhr vormittags tauchte er am Corso auf; sein Haar fiel künstlerhaft übers Genid und sein Gesicht strahlte.

Die Frauen rissen sich darum, von ihm unterhalten zu werden — und die Männer verstanden dies; es war überhaupt merkwürdig: niemand konnte sich seinem suggestiven Einfluß entziehen.

Er erzählte die schönsten Geschichten mit den einfachsten Mitteln der Welt; er trank die Herren unter den Tisch, und wenn sie munter wurden, tat er es noch einmal. Er verpumpte Geld und war überhaupt der gute Onkel; aber dies alles war bestimmt nicht die Ursache seiner Beliebtheit. Er wirkte mystisch, das war es einfach.

Die Bar wurde wegen Überfüllung geschlossen, wenn er anwesend war, und die Anekdoten, die er an solchen Abenden erzählte, machten am nächsten Morgen die Runde durch die Kurstadt.

Ein geliebter Mensch. Das Hotel, in dem er wohnte, hatte einen glücklichen Besitzer.

Ja, solche Gäste hat man nicht täglich. —

Diese Geschichte wäre nicht wert, erzählt zu werden, wenn sie nicht etwas besonderes von allen anderen unterscheiden würde.

Das Leben in einer Kurstadt wird nur von den Sensationen erhalten, die Herr X. über Herrn U. weiß; man kennt die Liebesaffären der Zimmernachbarin 'o gut wie sein eigenes Pech in diesen Dingen; man weiß, wer über seine Verhältnisse lebt und warum; kurz, man kommt als leidender Kurgast und verschwindet als lebendes Auskunftsbuch über viele hundert erlebnislose Seelen.

Es war also wirklich angenehm, von jenem alten Herrn tausend andere und viel interessantere Dinge zu hören; sie lagen mir etwas abseits vom Tratsch der Frontzimmerbewohner.

Um 10 Uhr vormittags tauchte sonst der beliebte bärtige Zeitvertreiber am Corso auf; an diesem Tage kam er etwas später.

Er schwenkte vergebens den breitrandigen Hut nach allen Richtungen, er war ein Lüftlein Luft und nichts weiter, ein übersehener Insekt.

In seinem Hirn freisten tolle Gedanken: vielleicht vergaß er, sichtbar zu grüßen. Und er grüßte nochmals, aber sein Gesicht war schon grimassenhaft höflich. Keine Antwort.

Ein Aristokrat, mit dem er eine Nacht vorher aufs Du getrunken hatte, ging vorbei.

„Baron!“

„Frrtum, ich kenne Sie nicht.“

Er lief zur besten Bekannten.

„Kann ich Frau Kommerzienrat sprechen?“

„Bedauere, gnädige Frau fuhr gestern fort.“

Verstört und innerlich in zwei Hälften gespalten sprang er in breiten, weitausladenden Schritten zur Hotelhalle.

Der Direktor kam ihm entgegen und sprach:

„Ihre Koffer sind gepackt; Sie wollten doch heute reisen?“

Und dem Portier rief er zu:

„Nr. 16 fährt mit dem nächsten Zug.“

„Ihre Rechnung ist bereit. Eine Sekunde, ich glaube, ein Brief ist für Sie da.“

Nach einer Minute hielten zwei nervöse, verkrampfte, schon lange in Pension gegangene Hände ein amtliches Kuvert. — Darauf stand:

An den

Scharfrichter August Klemmerer
Hotel zu den drei Kronen.

Ärger.

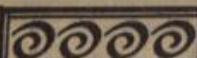
Von Franz Maßke.

Ärger ist der Einbruch in den geordneten Ablauf des Lebensgewohnheiten. Die Passiven läßt er, aktive Naturen setzen sich ihm entgegen im freien Spiel der Kräfte.

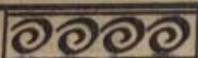
Wer Arges sinnt, trübt den eigenen Himmel. Mäucher läßt im Sonnenschein, wenn er nicht anderen ein grauer Wettermacher sein wollte.

Ärger kann zum Wurmtrah an Geist und Seele werden; es gibt ein Universalmittel dagegen: die Höhenfönne des Humors.

Es ist nicht menschenfreundlich, andere zu ärgern. Am allerwenigsten aber sollte man sich ärgern.

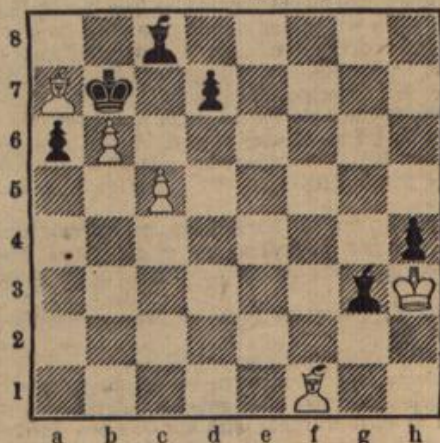


Schach



Bearbeitet von Gustav Mohr

Nr. 7. Endstellung.



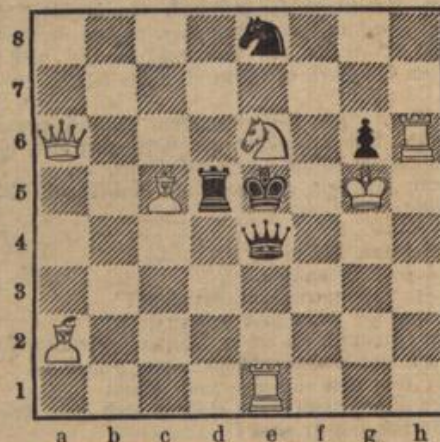
Weiß: Kh3, La7, f1, Bb6, c5.

Schwarz: Kb7, Lc8, g3, Ba6, d7, h4.

Was geschieht nach Lf1-g2+?

Nr. 8. C. A. Gilberg.

1. Preis Danbury News 1881.



Weiß: Kg5, Da6, Te1, h6, La2, c5, Se6.

Schwarz: Ke5, De4, Td5, Se8, Bg6.

Matt in 2 Zügen.

Eine schachrechtliche Frage. Zu Diagramm Nr. 7. Ein guter Schachspieler und tüchtiger Kenner der Schachliteratur behauptet, daß der erste Zug des Weißen lauten soll: Lg2 matt, denn die Antwort d7-d5 sei unzulässig. „Der Bauer d7 dürfe nicht ziehen, er könne ja das Feld d5 gar nicht erreichen, da er schon unterwegs (auf d6) geschlagen werden würde.“ Manche meinen dagegen, daß auf 1. Lf1-g2+, der Zug 1. ... d7-d5+ folgen kann und soll. Man darf allerdings den vorbeigezogenen Bauern, nach vollendetem Zuge, sog. en passant schlagen, man muß es aber nicht, sonst wäre der wichtige Doppelschritt der Bauern für viele Fälle faktisch aufgehoben und eine wichtige Spielmannigfaltigkeit ausgeschossen. Wenn Schwarz den Zug d7-d5 überhaupt (in abstracto) machen darf, so kann es ihn auch in dem vorliegenden Falle (in concreto) zur Abwehr eines Schachgebots tun. Weiß hat aber nicht überhaupt das Recht, mit c5xd6 e. p. zu antworten, sondern nur, wenn er es vermag. Da er hier aber durch den Zug c5xd6 e. p. zwar dem schwarzen König wieder Schach bietet, das Schach des eigenen Königs aber nicht deckt, so scheint c5xd6 unzulässig und 1. Lf1-g2+, d7-d5+ das meist logische Spiel zu sein.

An Lehrbüchern hat die Schachliteratur keinen Mangel. Da haben wir einmal die methodischen Lehrbücher, in denen Variante auf Variante zusammengetragen ist, so im Bilguer und im Kleinen Dufresne. Diese Werke sind wertvolle Nachschlagebücher, wenn sie durch häufige Neuauflagen und Ergänzungen, entsprechend der rasch fortschreitenden Erkenntnisse der Eröffnungskunde, auf dem laufenden gehalten werden. Dann haben wir jene Lehrbücher, die sich nicht den variantenmäßigen Ausbau der Eröffnungen zum Ziel gesetzt haben, sondern allgemeine Grundsätze für die Anlage und Behandlung von Partien aufstellen. Dahin gehören Dr. Lasker's „Lehrbuch des Schachspiels“ und Niemzowitsch's „Mein System“. Dieser Gattung ist auch Réti's „Die Meister des Schachbretts“ zuzuzählen. Die großen Kombinationsspieler Anderssen und Morphy werden uns darin vorgeführt, dann Steinitz, in dem Réti, gleich Lasker, den tiefsten Schachdenker aller Zeiten erblickt. Ueber Tarrasch und Lasker führt uns Réti zu den neuesten Größen, erläutert an ihren Partien in meisterhafter Kürze ihre Eigenart und das Neue und Wertvolle an ihren Anschauungen. Und wenn man so von Abschnitt zu Abschnitt vorschreitet, sieht man am Ende mit staunender Bewunderung, daß sich die einzelnen Kapitel zu einem ganz großen Werk gerundet haben, das einen Ueberblick über die Schachgeschichte der letzten 75 Jahre gibt.

Partie Nr. 4. Gespielt im Spiellokal des Wiesbadener Schachvereins am 15. Januar 1931 zwischen Schurig (Weiß) und Lodroner (Schwarz).

1. d4-Sf6, 2. Sf3-e6, 3. c4-d5, 4. Sc3-Le7, 5. Lf4-a6, 6. e3-dxc4, 7. Lxc4-b5, 8. Ld3-Lb7, 9. Tc1-c5, 10. dxc5-Lxc5, 11. Sb5-Lb4+, 12. Sc3-Da5, 13. 0-0-Lxc3, 14. Txc3-Dxa2, 15. Tc7-Dd5?, 16. e4-Sxe4, 17. Da4+-Kf8, 18. Lxe4-Dxe4, 19. Ld6+. Aufgegeben.

Lösungen: Nr. 92 1. Dd1, Nr. 93 1. Dd1, Nr. 94 Ta5, Nr. 95 Lf1, Nr. 96 1. Kh2-Ke5, 2. Ta8, 1. ... Ke3, 2. Th1, Nr. 97 1. Lh8-T, 2. Da7 oder g7. Angegeben von Hugo Habermann, Paul Buerke und L. Nickel.



Rätsel



Bilder-Rätsel.



Logograph.

Mit M auf weitem Meer man's trifft,
Mit L man's schwer empfindet,
Mit G es uns willkommen ist,
Mit H die Zeit entschwindet,
Mit R der Wandrer es ersehnt,
Mit B braucht man's zum Binden.
Nun sehe, lieber Leser, Du,
Die Lösung rasch zu finden.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in dem nächsten Unterhaltungsblatt veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 14.

Bilder-Rätsel: Wer Pech angreift, besudelt sich. — Buchstaben-Rätsel: Hose, lose, Moose. — Kumpagne: Lage, egal.

Richtige Lösungen sandten ein: Karl Cäsar jun., C. Falcke, Franz Gieske, Adi Greschik, Ernst Hannecke, Christa v. Jerin, Martel S. König, Karl Mercator, Horst Michaelis, E. Pfeil, Otto Seiwert, Gretel Trost, Therese Wentzel, sämtlich aus Wiesbaden; Dora Becker aus Bierstadt; Karl Knecht aus Durlach.